

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1921**

82 (9.4.1921) Die Mußestunde

früher bitter darüber geklagt, was ihm die Weiberredde am preuhischen Hofe zu schaffen machten.

An den Hohenzollern bewährte sich eine alte Erfahrung, daß nämlich die größten Gegner der Frauenrechte oft am meisten unter weiblichem Einfluß, aber dann freilich unter dem ungunstigen weiblichen Einfluß stehen.

### Aus Welt und Wissen

Wie weit hört man den Schall? Ueber das besonders im Krieg viel erörterte akustische Problem der Schallausbreitung hat man neue interessante Feststellungen bei einer Dynamitexplosion gemacht, die sich Ende November vorigen Jahres bei Blasnarsberg in Schweden ereignete. Dort flog ein mit 400 Kilogramm Dynamit beladener Wagen auf der Landstraße in die Luft und man hörte den Schall bis zu 80 Kilometer Entfernung von der Unglücksstätte. Das Ausbreitungsgebiet des Schalls bildete aber keineswegs einen Kreis mit der Schallquelle als Mittelpunkt. In nordöstlicher Richtung konnte man den Schall der Explosion am weitesten hören, aber in nordwestlicher Richtung nur 15 Kilometer. Auf dieser Stelle liegt der Wesmann-See, über dessen Oberfläche anscheinend eine sogenannte akustische Wolke lagerte, wie sie der englische Physiker Tyndall zuerst nachgewiesen hat, die die Ausbreitung des Schalls verhinert. Bei der großen Explosion beim Bau der Jungfrauabahn 1903 — auch dort flog ein großer Dynamitlager in die Luft — scheinen feuchte Luftströmungen, die vom Biermalbitter See aufstiegen, ein ähnliches Hindernis für die Schallwellen gebildet zu haben. Eine Untersuchung über die Ausbreitung des Schalls bei der Versenkung des deutschen Kreuzers „Albatros“ von der Ostküste der schwedischen Insel Gotland am 2. Juli 1915, die der schwedische Physiker David Stenquist ausgeführt hat, ergab, daß damals die Schiffe bis zu 230 Kilometer Entfernung wahrgenommen worden sind. Der „Albatros“ wurde von einem russischen Kriegsschiff mit 28 Zentimeter-Geschossen beschossen.

Wieviel Worte kennt Ihr Kind? Diese Frage hat eine Engländerin Emma W. Wie dadurch zu beantworten gesucht, daß sie bei ihren Kindern in den verschiedenen Lebensaltern ein genaues Vokabularium der von ihnen gebrauchten Worte aufnahm. Sie gelangte zu dem Ergebnis, daß man den Vortierreichum der kindlichen Sprache bisher stark unterschätzt hat. Die gewöhnliche Ansichtung ist die, daß der Sprachreichtum eines vierjährigen Kindes nicht mehr als 50—60 Worte umfasse. Schreibt man sich aber alle von dem Kinde im Laufe eines Monats etwa gebrauchten Worte auf, so ist man erstaunt über die verhältnismäßige Fülle der Ausdrucksmöglichkeiten. Frau Wie stellte bei ihrem vierjährigen Kinde fest, daß es 1271 Worte in seinem Gedächtnis hatte, und diese Worte deuten sich praktisch mit allen Gegebenheiten, mit denen das Kind in Berührung kam. Das Vokabularium wies Worte auf, von denen die Eltern nicht wußten, daß sie das Kind je gehört hätte. Systematische Untersuchungen dieser Art führten zu interessanten Ergebnissen. Bei Kindern im Alter von 18—20 Monaten erwies sich, daß der geringste Sprachreichtum im Gebrauch von 60 Worten bestand. Dasjenige unter den Einjährhjährigen, das über die größten Ausdrucksmöglichkeiten verfügte, kannte 222 Worte. Bedenkt man die kurze Zeit, in der diese Babys die Worte lernen, so ist das Resultat gewiß erstaunlich. Weitere Beobachtungen wurden bei zweijährigen Kindern angestellt. Die geringste Wortmenge, die hier festzustellen wurde, betrug 115 Worte. Nach dieser Zeit wußte dann der kindliche Sprachschatz überraschend schnell, und mit vier Jahren verfügte es in seinem Gedächtnis mindestens über 1200 Worte. Jedoch wird diese Zahl von beobachteten Kindern noch weit überschritten. Aus solchen Beobachtungen ihres Kindes wird so manche Mutter feststellen können, daß ihr Baby noch um ein gut Teil klüger ist, als sie selbst in ihrem Mutterstolz angenommen.

### Spruch

Ich habe die Menschen gesehen, ihre Dienensorgen und ihre Riesenprojekte — ihre Götterplage und ihre Räuselschäfte, das wunderfeltsame Wettrennen nach Glückseligkeit; — dieser dem Schwung seines Hofes anvertraut — ein anderer der Reize seines Hofes — ein dritter seinen eigenen Weinen; dieses bunte Loto des Lebens, worin so mancher seine Anstalt und — seinen Himmel sieht, einen Treffer zu fassen und — Nullen sind der Auszug — am Ende war kein Treffer darin. Es ist ein Schauspiel, das Tränen in meine Augen lockt, wenn es dein Awerzpiel zum Gelächter fihelt.

Schiller.

Schriftleiter: Hermann Winter, Druck und Verlag von G. & C. G.; beide in Karlsruhe, Luisenstraße 24.

### Rätsel

#### Spitzen-Rätsel

• • • • •  
• • • • •  
• • • • •  
• • • • •  
• • • • •  
• • • • •  
• • • • •  
• • • • •  
• • • • •  
• • • • •  
• • • • •  
• • • • •

Die Punkte dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, so, daß senkrechte Wörter entstehen. Sind es die richtigen, so nennt die oberste waagrechte Linie den Namen einer Südstadt.

#### Rätsel-Diebst

Die Wörter: Weintraube, Angelporti, Leuchtturm, Brief-taube, Hildebrand, Weisammer, Derbsittelt, Segelsacht, Einbildung und Apfelsinen sind in ein Viereck von 10 x 10 Feldern so untereinander zu bringen, daß die von links oben nach rechts unten laufende Linie eine neues Wort ergibt. J. Blankensfels.

#### Reimergänzungsrätsel

Ri... auf die Pracht der Kanne —  
Mit alzu leicht bedürnen —;  
In... Inner bid und sich — —  
Ob Wasser oder Wein — —.

#### Rätsel

Hol eine Hälfte dir vom Bäuber  
Und füg daran ein Stück vom Tau,  
Dann hast du einen deutschen Namen,  
Und zwar den Namen einer Frau!

### Auflösungen der Rätsel in der Nummer der 13. Woche

Säulenrätsel: Offen, Ingolstadt, Regau, Sietin, Leipzig, GIB na, Jüterburg, Raven; Einstein.

Scherzrätsel: Frühling.

Unterfer-Rätsel: Banane.

Nichtige Lösungen sandten ein: Frau C. Nöring, A. Rauffe, S. Wornhate, Albert und Siegfried Lang, Franz Heppie, Karl Laferner, Marie Laferner, Leopold Rüdert jun., Alex. Schäfer, Franz Kunz, Karlsruhe; Erwin Bobel, August Bobel, Friedrich Weis, Karlsruhe-Mühlburg; Julius Reier, Saffort; Emma Weis, Weidelsheim; Christof Dolbe, Weingarten; Albert Reicher, Karlsruhe; Friedrich Schreibaas, Durlach; Anna Frenkel, Frau L. Rinder, Hagsfeld; Hella Daniel, Rina Holzer, Willibald Strahl, Karlsruhe.

### Witz und Humor

Boshaft. „Welche Garantie gibst Du mir denn dafür, daß ich das Geld wiedererziehe?“ — „Genügt Dir nicht das Wort eines Ehrenmannes?“ — „Aber natürlich! Bring ihn her!“

Ich hatte meine Speichertraun bei einem recht beträchtlichen Diebstahl ertappt. Das erste Wort, das mir bei dieser fleißigen Kirchganglerin einfällt, ist: „Nun sagen Sie mal, liebe Frau Rohweder, Sie führen immer den lieben Gott im Munde — was wird der denn dazu sagen?“ — Worauf mir Frau Rohweder schlagfertig erwiderte: „Ach, wissen Sie, Herrle, der liebe Gottle, der nimmt mich das nicht iebel — der liebt Gott weis, daß ichs brauch!“

Der kleine Sigrid hat Geburtstag gehabt und erzählt Tante Trudchen, was das für ein schöner Tag gewesen ist und wieviel Kuchen sie da gegessen hat. Schließlich fragt Tante Trudchen: „Wie alt bist du denn geworden?“ — „Ach, weißt du,“ meinte Sigrid, „ich bin ja jetzt auch schon acht, aber ich fühle mich noch ganz wie sieben!“

Auf den Straßenbahnwagen in Dresden ist das Rauchen nur auf der vorderen Plattform des Anhängewagens erlaubt. Kürzlich stand auf der hinteren Plattform eines solchen Anhängers ein lieberer Mann neben mir, der sich an das durch eine besondere Tafel besonders kenntlich gemachte Verbot nicht lehrte, sondern in großen Zügen sein Pfeifchen schmauchte. Der herausstretende Schaffner verwies das mit den kurzen Worten: „Günten dürfen Sie nicht rauchen!“ — Die satonische Antwort lautete: „Das tue ich ja auch gar nicht!“

# Die Wochenschrift

## Zur Unterhaltung und Belehrung

### Frühling

Von Albalbert Chamisso

Der Frühling ist kommen, die Erde erwacht,  
es blühen der Blumen genug.  
Ich habe schon wieder auf Wieder gedacht,  
ich fühle so frisch mich, so jung.

Die Sonne beschneit die blumige Au,  
der Wind bewegt das Laub.  
Wie sind mir geworden die Loden so grau?  
Das ist doch ein garstiger Staub.

Es bauen die Reiser und fingen sich ein  
die gerlichen Bögel so gut.  
Und ist es kein Staub nicht, was sollt es denn sein?  
Wir ist wie den Vögeln zumut.

Der Frühling ist kommen, die Erde erwacht,  
es blühen der Blumen genug.  
Ich habe schon wieder auf Wieder gedacht,  
ich fühle so frisch mich, so jung.

### Des Täubers Ruf

Von Hermann Löns

Es klingt ein dunkler Laut durch den hellen Wald;  
Der Täuber ruf; manche Erinnerung lebt in mir auf.

Ein Junge von zwölf Jahren bin ich wieder, der mit  
der Bleistifte in den Händen von Stamm zu Stamm  
schleicht. Mein Herz klopf, mein Atem pfeift, Schweiß  
perlt mir über die Stirn.

Meinen ersten Täuber soll ich erlegen auf der Büsch;  
der alte Hegemeister mit dem langen weißen Bart lehrte  
es mich. Die Finken schlagen, die Drosseln pfeifen, die  
Meisen klingen und die Spechte trommeln, weiße Blumen  
leuchten und gelbe Halter taumeln dahin. Ich höre alles  
das nicht, und sehe nichts von dem; ich spähe nach dem  
Täuber, der dort hinten von dem Hornaden des alten  
Eichenüberhäkters mit seinem dunklen Rufe die hellen  
Stimmen überhört.

Gang auf Gang tue ich auf ihn zu; doch ein jedesmal,  
wenn ich das Gewehr hochnehme, klappert er davon, verschneit  
eine Weile und stimmt endlich wieder sein Liebes-  
lied an. Und ich stehe hinter ihm her mit klopfendem  
Herzen, wildem Atem und nasser Stirn, sehe nicht nach dem  
Gabelweiss, der schreiend über den Kronen schwebt, nicht  
nach dem Hirsch, der vor mir abstrinat, nicht nach der  
Blaurade, die mit hartem Gefrächge davonstunkt. Den  
Täuber suchen meine Augen, nach ihm horche ich hin; bis  
der Schuß knallt, der schwere Boosel in die Blumen schlägt  
und hinter ihm ein Gestöber weißer Federn hernieder-  
schwebt.

Fünfunddreißig Jahre sind das her. Der Täuber ruf  
wieder sein abenddunkles Lied in den morgenhellen Wald  
hinein, dessen Boden weiß und blau und rot und gelb von  
Blumen ist, dessen Kronen von jungem Laube leuchten und

\* Wir entnehmen dieses Jagdbild als Leseprobe dem letzten  
Buche des im Felde gefallenen Heidejägers und Dichters Her-  
mann Löns. Das Buch ist unter dem Titel: „Der Rüd' hoch!“  
im Verlag von Adolf Spohnholz, Hannover, erschienen. Es  
enthält 34 Jagdbilderungen aus dem Kreislauf eines Jahres  
und kostet gebunden 7,50 M.

in dem die goldener Schmetterlinge hin und her taumeln.  
Die alte Jungenslust, die einstige Eier packt mich wieder;  
ich fasse nach dem Lauf unter meiner Achsel, lausche und  
lausche, bis ich den einen Ruf, den mit dem doppelten  
Schlusstreime, im Kopfe habe, und gebe darauf zu „ku fu  
kufurru“ klingt es, und abermals und noch einmal von den  
hohen Altbüden her, und zu allerletzt: „ku, ku“. Der  
soll es sein und keiner von den andern, die dort und da  
rudeln. Hinter dem amnoirigen Lichtschlage rufft er, wo  
die Schlüsselblumen wie Gold leuchten und Morgenrotfalter  
um die nebelartigen Schaumkrautblüten tanzen, Birken-  
laubduft und des jungen Grafes frischer Rauch sich ver-  
mengen und die Luft von silbernen Fliegen blüht. Vor-  
sichtig gehe ich, daß ich keine von den fröhlichen Blumen  
zertere, und mache einen Umweg, um nicht in das dicke  
Milzkraut hineinzustampfen, das den lustig sprudelnden  
Sprung umsäumt, um die Hummeln nicht zu kören, die  
um die rosenroten und himmelblauen Lungenblumen  
bummeln.

Bauberlicher Glodenton hallt durch den Wald; der  
Schwarzspecht ist es, der seine Frau ruf. Ueber mir hängt  
er an dem höchsten Aste, trommelt, daß es weitbin dröhnt,  
rufft wieder mit sehnsuchtsvoll jauchzendem Ton und wendet  
den Kopf hin und her, daß sein Scheitel wie eine helle  
Flamme lobert. Aber ich habe nicht Zeit, noch ihm hinzu-  
sehen, denn vor mir rufft mein Täuber, „O du, du, du  
du!“ rufft er. Von Stamm zu Stamm schleiche ich, achte  
des Rehens nicht, das vor mir abspringt, und nicht des  
Hofen, den ich aus der Softe trete, horche nicht auf den  
Knuckel, den ich dieses Jahr zum erstenmal läuten höre,  
und atme nicht tiefer da, wo das Mooskraut alles in  
schwülen Geruch hüllt, und auch da, nicht, wo die Schlüssel-  
blumen in der Sonne Pfirsichdüfte ausatmen; meinen  
Täuber will ich haben, den da vor mir mit dem gedoppelten  
Schlusstreime.

Er rufft nicht mehr. Die Finken schlagen, die Drosseln  
pfeifen, die Meisen klingen und die Spechte trommeln,  
doch der eine tiefe, schwere, volle Laut fehlt. Hoch über  
den schimmernden, flimmernden Kronen schwebt mein  
Vogel, flackert mit den Schwingen, daß es laut knallt, tanzt  
auf und ab und senkt sich dahin, wo die schwarzen Fichten  
starren. Eine brummige Wolke schiebt die frohe Sonne  
beiseite, ein herber Wind pfeift den Wald an, daß er vor  
Angst schweigt, ein Regenschauer rassel durch Knoipen und  
junge Blätter in die Blumen hinein.

Ich stehe da und warte, daß der Vogel mit der abend-  
rotfarbenen Brust und dem silbernen Halbmonde um den  
Hals wieder rufe. Aber er bleibt still, und nur von irrend-  
woher krächzt eine schwarze Erinnerung mich an, ein Ge-  
denken an den Tag, da ich es mir gelobte, keinen Täuber  
mehr zu köhen im hellen Frühlingwald. Denn sein  
Ruf brachte Sand zu Sand, Auge in Auge und Mund an  
Mund. „O du, du, du, du!“ rief er seiner Täubin zu, und  
wir beide besolaten seinen Ruf.

Die Wolke ist vorüber; die Sonne scheint und der Wald  
besinnt sich wieder auf seine Lieder; der Regen läßt nach,  
und die Erinnerung krächzt nicht mehr. Ich gehe weiter  
durch die himmelblauen Weiberblumen über das goldene  
Milzkraut und in die schneeweißen Osterblumen, denn den  
Täuber will ich haben, meinen Täuber da, der von neuem  
an zu rufen beginnt: „O du, du du, du!“

Ich hatte gelobt, ich wollte keinen mehr herunterholen  
im angründenden Walde. Aber da der eine mich belogen

hat, bin ich meines Gelübdes ledig. Ich warte, bis er wieder ruft, schleiche mich von Baum zu Baum, harre, wenn er verdammt, pürsche voran, meldet er abermals, stehe endlich unter der alten Samenbuche, um deren Zweige die jungen Blätter wie lauter grüne Schmetterlinge aus dem Londe Nirgendwo spielen, suche ihn und finde ihn, richte den Lauf empor, drücke, höre ihn in die bunten Blumen schlagen und sehe ein weißes Federgefäß hinter ihm herunterwoben.

Ein doppelter Ausschrei aus Rindermund folgt dem Schuß. Zwei nachsichtige Mädchen, Waldmeisterbüchel in den braunen Händen, stehen auf der Höhe und schenken mich erschrocken an. Ich schenke ihnen den Vogel. „Sagt einer Mutter, den soll sie braten.“ Und dann nehme ich ihnen die Sträuße ab und gebe ihnen viel mehr Geld dafür als sie sonst bekommen. Aber sie danken mir kaum und ihre bi-milchigen Augen sehen mich vordurchnäsel an.

Und während ich weitergehe um zu sehen, wo ein guter Bod geleg hat, daß ich ihn mir für späterhin merke, denke ich an mein Gelübde und daß ich es verach, weil mich einst im Frühlingwald eines Loubers Ruf betrog.

### Bei den Minensuchern der Nordsee

Von Josef Kläbe

Zu den mancherlei Dingen, die der Friedensvertrag dem deutschen Volke anerkant, gehört auch die Räumung der Meere von den während des Krieges ausgelegten Minen. Eine langwierige, kostspielige, aber dringend notwendige Arbeit, deren Berrichtung im Interesse der friedlichen Schifffahrt und der Fischerei unerlässlich ist.

Nun ist zwar der weitaus größte Teil der Minensucher in der Nordsee von den Engländern angelegt worden, indes hat man ohne viel Federlesens das Aufsuchen und Unschädlichmachen dieser gefährlichen Eisenbälle dem deutschen Mädchen für alles zugeweiht. Seit etwa zwei Jahren durchkreuzen daher mehrere Dutzend Minensuchboote die Nordsee und die Gewässer am Skagerrak. Und diese Tätigkeit der gegenwärtigen Reichsmarine ist eigentlich die einzige, die deren Bestand rechtfertigt.

In der Vorkstellung des Binnenländers lebt die Tätigkeit des Minensuchers als eine mit starken Gefahren verbundene Arbeit. Ja, selbst in den Küstenstädten empfand man, besonders in der ersten Zeit, ein gelindes Grauen vor dem Beragen dieser raffiniert gearbeiteten Zerstörungswaffen. Vorweg sei deshalb bemerkt, daß bisher nicht ein einziges deutsches Minensuchboot einer Katastrophe zum Opfer gefallen ist. Dagegen sind allerdings bereits eine ganze Reihe Fischergazetten durch Minenexplosionen ganz oder teilweise vernichtet worden. Daß bei falschen Schiffsstragabden in der Regel auch Menschenverluste zu beklagen waren, bedarf wohl keiner weiteren Betonung.

Die Gründe für diesen Unterschied sind einfach. Die Minensuch-Flottilien, wie die einzelnen Boote, fahren mit allen Vorsichtsmaßregeln in die Minensfelder hinein. Finden sie eine Mine, so wird sie kunstgerecht aufgesucht und „entschärft“. Dieses Entschärfen oder Unschädlichmachen geht auf die Weise vor sich, daß die gefohete Mine entweder durch eine an sie befestigte Sprengpatrone oder durch einen Schuß aus einem 8,7 Zentimetergeschütz zur Explosion gebracht wird. Da das moderne Minensuchboot alle Vorsichtsmaßregeln anwendet und über gut funktionierende Sucherzeuge verfügt, so ist es selbst jener Heimtücke gewachsen, die darin liegt, daß die Minen durchschnittlich zwei bis drei, die gegen U-Boote ausgelegt gar fünfzehn bis zwanzig Meter unter dem Wasserpiegel verankert sind!

Das Fischersfahrzeug verfügt über jene Möglichkeiten nicht und ist deshalb innerhalb der Gefährzone sehr stark gefährdet. Deshalb hat es eigentlich in der Gefährzone nichts zu suchen. Jeder Fischer weiß nämlich sehr genau, welches Gebiet für seine Fangtätigkeit als minentfrei gilt und welches noch von dieser heimtückischen Kriegswaffe verheut ist. Wenn er trotzdem sich in die drohende Gefahr begibt und das Risiko unternimmt, dann eben aus dem Grunde, weil in jenen Meeresbezirken, in denen fünf oder sechs Jahre die Minensperren liegen, ebensoviele Zeit kein Schiff die Fische fohrte, kein Fischer den Reichtum der See durch Fang beinträchtigte. Der Kampf um tägliche Brot, die Wahrscheinlichkeit eines reichen Fanges locken und lassen die schwere Gefahr in den Hintergrund treten; und so begegnen unsere Minensucher zuweilen in Gegenden, in denen sie selbst mit der größten Vorsicht arbeiten, einem Fischdampfer, der anscheinend ganz harmlos dem friedlichen Fange obliegt. Ja, ein Offizier wachte mir zu erzählen, daß Berichte von Fischermateuten ersehen hätten, daß ihre Kapitän

nie einen Wlad in die Schiffsstake tun ließe, eben, um ihnen nicht zu verraten, daß sie ihre Nege in der noch nicht frei gegebenen Gefährzone auswürfen.

Daß in Anbetracht der Gefahren auch Fischergazetten keine gerade alltägliche Sache sind, wird man verstehen, wenn man erfährt, daß die feuerzeit kunstgerecht angelegten Minensfelder heute sehr dünn geworden sind. In Bezirken, in denen nach Angabe der Minenarten gegen vierhundert Minen liegen müssen, wird heute oftmals nur der zwanzigste Teil dieser Ziffer festgestellt. Die übrigen haben sich losgeriffen, sind versunken oder wandern als Treibminen in der See umher. Gerät dem Fischer eine Mine ins Netz, was häufig vorkommt, so ist es das Beste, wenn er seine Arbeit aufhört und den gefährlichen Inhalt des Netzes in den nächsten Hafen schleppt. Indes scheut er zumeist einen solchen Zeitverlust, die Matrosen suchen das gefährliche Ding aus dem Netz zu kippen. Glückt es, so ist es gut, glückt es nicht, wird bei dem Versuch der Bänder der Mine mit der Schiffswand in eine derbe Berührung gebracht, dann gibt es eine Tragödie, über die einige Tage später die Zeitungen zu berichten wissen. Hebrigens ist die Treibminengefahr, von der man in den Zeitungen so viel liest, gar nicht so groß. Die in der See umherirrende, von ihrer Verankerung losgelöste Mine ist theoretisch überhaupt ungefährlich. Versaget, die hier das Gegenteil des wörtlichen Sinnes ausdrücken, bleiben allerdings nicht aus.

Als die deutsche Regierung den Vorkäufer Vertrag in die Hand gedrückt bekam, ersch sie daraus, daß wir nur weniger als 16 000 Quadratkilometer Meeresfläche von Minen zu räumen hätten. Die Engländer überreichten ein kartographisches Tabellenwerk, auf dem 288 Minensperren mit insgesamt — 47 000 Minen verzeichnet waren. Hierzu kamen noch gegen 10 000 deutsche Minen, die ebenso wie die englischen, innerhalb der Sperrgrenzen vierzig bis fünfundsiebzig Meter auseinanderliegen. Das Minengebiet befindet sich hauptsächlich in der Nordsee und zu einem kleinen Teil im Kattegat. Aus den genannten Ziffern ist zu ersehen, wie Karl die Engländer die deutsche Wucht durch Minen bloßiert hatten und welche Gefahren unsern Schiffen schon in den nächsten Gewässern drohten.

Von der genannten Wasserfläche sind heute erst knapp zwei Drittel geräumt. In den ersten anderthalb Jahren wurde die Arbeit durch zehntausend Minensucher, die die Regierung aus ehemaligen Marineangehörigen für diese Arbeit gewonnen hatte, ausgeführt. Diese freiwillige Minensuchobteilung mußte im September vorigen Jahres aufgelöst und entlassen werden. Ein Ententebefehl verfügte es so. Die Räumetätigkeit wurde von diesem Zeitpunkt an der neugebildeten Reichsmarine übertragen. Waren früher regelmäßig gegen sieben Boote auf Räumungsarbeit unterwegs, so suchen heute knapp vierzig. Und da sich der Kohlenmangel immer härter bemerkbar macht, so sind auch von diesen oftmals noch etliche zu Feuerarbeiten gezwungen. Die Tätigkeit des Minensuchens wird also noch recht lange Zeit und Geld verschlingen.

Geschichtlich sind die feuerzeitigen freiwilligen Minensucher nicht ohne Ruhm geblieben. Die in den vorläufigen Räumungen in Wilhelmshafen leistenden Minensuchverbände waren nämlich die ersten Marinemannschaften, die im gegebenen Augenblick ihre verdächtigen Offiziere in Haft nahmen.

### Für unsere Frauen

Liebe

Liebe, du bist gültig, freundlich, mildel  
Reidlos, eifersi niemals toll und wilde,  
nimmer stolz und ungehörig nie;  
nicht argwöhnisch, suchst das Meine,  
nicht das Deine.  
Nur die Wahrheit, nicht die Lüge. Gutes freuet sie.  
Alles bedet sie, glaubt sie, hofft sie, duldet,  
duldet alles, was sie nie verschudet.  
Liebe, du wirst bleiben, du allein!  
Alle Gaben werden schwinden,  
Sprachen schwinden,  
Alles Stückwerk der Erkenntnis. Liebe nur wird sein.  
Jetzt ein Rätsel, jetzt im dunkeln Spiegel,  
einft erscheint uns der Wahrheit Siegel;  
wirklich, Angeficht zu Angeficht.  
Glaube bleibet, Hoffnung, Liebe,  
doch die Liebe  
ist die größte aller; Liebe nur weicht nicht.

Job. Gottfried Herder (1744—1803).

### Weiberherrschaft in Preußen

In allen Preußen, wie im übrigen Deutschland, waren die Frauen politisch rechtlos. Weder zum Wahrecht noch zur Rechtspredung, noch zu den Ämtern waren sie zugelassen. Erst in den allerletzten Jahren des alten Schiemis eröffnete man den Rächtern der Wohlhabenden das Unversitätsstudium, ein Schritt, den selbst das absolutistische Rußland schon viel früher und gründlicher getan hatte.

Und doch hat auch im allen obsoitistischen Preußen mitunter das weibliche Element starken Einfluß auf die Politik gehabt. Allerdings kann man hier nicht von Frauenherrschaft reden, sondern muß schon das Wort Weiberherrschaft anwenden. Wie in allen absoluten Fürstentümern, so hat nämlich auch im Hohenzollernhause das Mätressewesen zeitweilig großen Umfang angenommen. Diese Mätressen haben oft genug unheilvoll ihre Hand im Spiele der preußischen Politik gehabt. Freilich war es nicht ganz ungefährlich, hohenzollernische Mätresse zu sein. Wenn nämlich der fürstliche Galan stand, dann drohte durch dessen Nachfolger meist schimpfliche Entfelerung. Friedrich Wilhelm I. hat einmal eine Potsdamer Kantors Tochter öffentlich anspeisessen lassen, weil sie mit seinem Sohne, dem späteren Friedrich III., ein Liebesverhältnis hatte.

Wir wollen keine Standaalchronik der Hohenzollern schreiben, sondern nur zeigen, wie sehr diese angeblich so eben Monarchen die Wohlfahrt des Volkes und die Fortberungen der Gerechtigkeit hinter ihrem Liebesbedürfnis zu kurz kommen ließen. Ein früherer Fall ist der des Kurfürsten Joachim I. (1499 bis 1535). Ihm kommt auch eine gewisse geschichtliche Bedeutung zu. Joachim I., der in einem Briefe selbst schrieb, daß er während 17 Jahren keinen Mangel an Weibern gehabt hätte, verliebte sich in die Gattin des angesehenen Berliner Bürger Wolf Hornung. Da sie ihm nicht zu Willen war, so ließ er sie kurzerhand auf sein Schloss verschleppen, den Gatten aber ganz er auf sein Konfiskation seiner Güter, das Land zu verlassen. Damit hat dieser Fürst den biblischen Fall des Königs David und der Bathseba und den berühmten „Uriaabrief“ gegen deren Gatten noch übertrumpft. Kein Geringerer als Martin Luther hat sich des vertriebenen Wolf Hornung angenommen und nach vergeblicher brieflicher Ermahnung eine harte Kampfschrift gegen den fürstlichen Verführer veröffentlicht. Das aber führte dazu, die Abneigung Joachims gegen den Reformator zu verstärken, der nach seinen eigenen Worten „dem fürstlichen Gut ins Futter griff, daß die Haare stieben“. Joachim wurde ein wütender Feind der Reformation und blieb streng katolisch, während schon das ganze Land der neuen Lehre Luthers anhing. So wirkte sich der schimpfliche Liebeshandel des Fürsten auch politisch aus.

Ein Fall aus der Blütezeit des Fürstenabsolutismus: Friedrich I. (1688—1713) stand lange Zeit unter dem Einfluß seiner Mätresse, der Gräfin Kolbe-Wartenberg. Diese Dame war bürgerlicher Herkunft, der Graf Kolbe-Wartenberg hatte sie aber geheiratet und, indem er seine eigene Gemahlin dem König als Mätresse zuführte, verband es dieser Kuppler, sich zum allermächtigsten ersten Minister aufzudrängen. Sein Vorgänger im Amt war der Minister Dantelmann gewesen, ein Westfale bürgerlicher Herkunft. Er hatte ein gerechtes und ehliches Regiment geführt, aber Weiberherrschaft stürzte ihn. Bei der Königin Sophie Charlotte fiel Dantelmann in Ungunst. Der König ließ ihm darauf den Prozeß wegen angeblicher Unterschlagungen machen. Zwei Gerichte sprachen Dantelmann frei, weil nicht das mindeste gegen ihn vorlag. Da laffierte der König selber das Urteil und warf Dantelmann kurzerhand in den Kerker, in dem Dantelmann elf Jahre lang bis zum Tode der Königin Sophie Charlotte schmachten mußte. An seine Stelle trat der famose Graf Kolbe-Wartenberg, unter dem eine wahre Verschwenberherrschaft einrückte. Wartenberg selber sicherte sich ein Jahresgehalt von 180 000 Talern (fast eine halbe Million Goldmark, doch war damals der Geldwert noch etwa dreimal so hoch als 1914), ein unerhörtes Gehalt für das noch kleine und sehr arme Land. Aber dank dem Einfluß seiner Gattin beim König setzte Wartenberg alles durch. Mit seinen beiden Helfern, Graf Wittgenstein und von Wartenstein — das Volk nannte dies Aelblatt die drei „Weber“ des Landes — plünderte Wartenberg die Staatskassen aus. Als der König unter dem Regn der öffentlichen Meinung endlich Wartenbera

schweren Dergens entlassen mußte, vermachte er ihm außer kostbaren Geschenken noch eine jährliche Pension von 20 000 Talern. So lohnte er den unredlichen Gatten seiner Mätresse; den ehelichen Dantelmann hatte er in den Kerker gesteckt.

Eine ähnlich unheilvolle Rolle wie die Gräfin Wartenberg unter Friedrich I. spielte die Gräfin Richenau unter Friedrich Wilhelm II. (1786—1797). Dieser unglückliche Nachfolger des Alten Fritz war ein ebenso großer Schlemmer wie Weiberfreund. Bezeichnend ist, daß der sonst so stolze märkische Adel, der prahlerisch von sich zu sagen pflegt, daß er vor den Hohenzollern in der Mark gesessen habe, diesem Fürsten seine Frauen willig als Mätressen überließ. In der langen Reihe der Mätressen Friedrich Wilhelm II. figurieren u. a. eine Gräfin Sophie Dönhof und ein Fräulein Julie v. Boff (von ihrem Galan zur Gräfin von Zugenheim erhoben). Nach den größten Einfluß auf den König hatte die abengenannte Gräfin Richenau, von Hause aus eine bürgerliche Wilhelmine Ende, die später einen Kammerdiener des Königs namens Kieß heiratete, mußte, aber dann zur Gräfin Richenau erhoben wurde. Sie brachte den König, der in Rückwärtigkeit seiner Ausschweifungen perlodisch einer widerlichen Frümmelei anheimfiel, ganz unter den Einfluß religiöser Dunkelmänner und Betrüger. Es war die Sekte der Rosenkreuzer, die damals allerdings spiritistischen Sumburg verübte. Ihr Hauptverführer namens Wöllner und Bischofswerder hatten den Königs mittels ihrer Weiberherrschaften völlig in der Hand, sie waren seine ersten Ratgeber und spielten eine verhängnisvolle Rolle, wie der Wächter Kasputin am Hofe des letzten Nikolaus. Friedrich Wilhelm II. hatte von seinem Vorgänger einen Schatz von 61 Millionen Talern geerbt, er selbst hinterließ durch seine Mätressenwirtschaft 27 Millionen Talern — Schulden!

Aber noch einer Frau soll hier gedacht werden, der die Hohenzollernlegende den Heiligenschein gewoben hat, keiner Mätresse, sondern einer leibhaftigen Königin: der Königin Luise, der Gattin Friedrich Wilhelm III. Keine Frau hat die Märtyrerkrone weniger verdient als sie. Ihr Einfluß war es zum großen Teil, der den haltlosen König bestimmte, sich mit Alexander von Rußland zu verbänden und jenen unheilvollen Krieg von 1806 zu beginnen, in dem der absolutistische preussische Staat einen beispiellosen Zusammenbruch erlebte. Als Preußen vollkommen gedemütigt und zerstückelt am Boden lag, da wählte sich der biedere Friedrich Wilhelm keinen anderen Rat, als daß er seine Gattin zu Napoleon schickte, damit sie durch ihre weiblichen Reize das Herz des Eroberers zähle! Damals schrieb Napoleon an seine Gattin Josephine die berühmten Worte: „Die Königin von Preußen ist sehr liebenswürdig zu mir, aber du brauchst deswegen nicht eifersüchtig zu sein, ich bin wie ein Wachsstück, von dem das alles abgleitet.“

Nach der Katastrophe war es der Freiherr vom Stein der den preussischen Staat wieder aufzurichten suchte. Aber mit seinen Reformen, namentlich der Bauernbefreiung, stieß er auf den erbitterten Widerstand der preussischen Junker, deren Wortführer v. d. Marwitz erklärte: Lieber noch zehn Schlachten von Jena als die Steinische Bauernbefreiung. Das Haupt dieser junkerlichen Fronde wurde die Königin Luise, die Stein bitter grölle, weil er den Luxus des königlichen Hofhalts einzuschränken suchte. In einem Brief beklagt sich diese „edle“ Frau bitter, daß sie mit vier Sängen der Mittagstafel und drei Sängen der Abendstafel vorlieb nehmen müsse, das sei weniger als nichts! Die Hohenzollernlegende läßt die Königin an „gebrochenem Herzen“ sterben. In Wirklichkeit harb sie auf einer Vergnügungstour zu ihren medienbunrigen Verwandten, die sie mit einem lustigen „Heißhaha tralala“ angetreten hatte. Ihre „unträstlicher Gaite“ ließ sich übrigens alsdab eine Gräfin Harach morganaatisch (zur linken Hand) antrauen.

Doch zurück zu Stein. Sein Schicksal war besiegelt, als er der Königin die Summen zu einer Vergnügungsfahrt an den russischen Hof abschlug und meinte, daß das Geld für die Bewohner des verwüsteten Rußlandes besser verwendet werden könne. Auf diese Kränkung hin drach die Königin dem Minister das Genick und der König entließ Stein als einen „widerpenstigen und ungehorsamen Diener“. Kocher hatte er ihn in eck königlicher Weise noch durch die Abreise bei Napoleon denunzieren lassen! — Stein war übrigens nicht der einzige preussische Staatsmann, der sich gegen weibliche Hofintrigen wehren mußte, auch Bismark hat zwei Menschengalera